

Die Würzburger Festung Marienberg als fortifikatorische Anlage um 1600

Stefan Bürger

1. Vorbemerkung

Es ist nicht ohne Weiteres möglich, die Fortifikation der Festung Marienberg zu beschreiben, wie sie vor dem Dreißigjährigen Krieg beschaffen war (Abb. 1 und 2).¹ Dies hat mehrere Gründe: Befestigungsanlagen, die im 16. oder frühen 17. Jahrhundert militärisch auf der Höhe der Zeit waren, veralteten im Verlauf des 17. Jahrhunderts zusehends und wurden, wenn sie weiterhin als strategischer Standort von Bedeutung waren, im 18. Jahrhundert oftmals in erheblichem Maße umgebaut. Nur selten haben sich Restbestände früherer Anlagen in den nachfolgenden Umbauten erhalten. Dadurch sind die älteren Anlagen nicht nur hinsichtlich ihrer Form schwer zu fassen, sondern noch schwieriger ist es, über diese fragmentarischen Teilbestände dieser einst in komplexen baulichen Strukturen zusammenwirkenden Formen auf die einstigen fortifikatorischen Funktionsweisen, deren Absichten und Konzepte zurückzufinden. Es kommt ein gravierendes Problem hinzu: Aufgrund des spezifischen Interesses der Architekturgeschichte an der Entwicklung der Formen gibt es zwar ein Instrumentarium, um aus heutiger Perspektive die Formgebungen von Festungen zu beschreiben, aber keine geeignete Methode, um die militärische Funktionsfähigkeit dieser Formen als theoretisch-fortifikatorisches Konzept im wissenschaftlichen Diskurs der damaligen Zeit oder als praktisch-militärische Anlage im akuten Bedrohungsfall angemessen zu bewerten.

¹ Zur Festung Marienberg in Würzburg: Felix Mader, *Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg*, Bd. XII, Stadt Würzburg, München 1915; Franz Seberich, *Die Festung Marienberg über Würzburg (Das Bayerland 49)*, 1938, S. 473-488; Paul Glück, *Die Festung Marienberg ob Würzburg*, bearb. von Walter Wehe, Würzburg 1951; Max H. von Freeden/Wilhelm Engel, *Fürstbischof Julius Echter als Bauherr (Mainfränkische Hefte 9)*, Würzburg 1951; Max H. von Freeden, *Festung Marienberg zu Würzburg*, Würzburg 1952; Franz Seberich, *Die Stadtbefestigung Würzburgs*, 2 Bde. (Mainfränkische Hefte Nr. 39/40), Würzburg 1962/63; Rudolf Edwin Kuhn, *Festung Marienberg Würzburg*, Würzburg 1978; Max H. von Freeden, *Festung Marienberg*, Würzburg 1982; ders., *Die Burkharder Bastion und ihr Erbauer*, in: ders., *Erbe und Auftrag. Von fränkischer Kunst und Kultur (Mainfränkische Studien 44)*, Würzburg 1988, S. 56-59; Elmar Hofmann, *Die unterirdischen Wehranlagen der Festung Marienberg in Würzburg. Eine Dokumentation*, Würzburg 2005; Stefan Kummer, *Die Umformung der mittelalterlichen Burg Marienberg in der Renaissance und dem Barock*, in: Helmut Flachenecker/Dirk Götschmann/ders. (Hg.), *Burg – Schloss – Festung. Der Marienberg im Wandel (Mainfränkische Studien 78)*, Würzburg 2009, S. 165 – 182.



Abb. 1: Feldseite der Festung Marienberg nach dem Dreißigjährigen Krieg, Matthäus Merian d. Ä., Festung Marienberg, in: Martin Zeller u. a., *Topographia Franconiae*, Frankfurt 1648 (Abb. entnommen aus: Max H. von Freeden, *Festung Marienberg*, Würzburg 1952, Abb. 33).



Abb. 2: Stadt- bzw. Mainseite der Festung Marienberg nach dem Dreißigjährigen Krieg, Matthäus Merian d. Ä., Festung Marienberg, in: Martin Zeller u. a., *Topographia Franconiae*, Frankfurt 1648 (Abb. entnommen aus: Max H. von Freeden, *Festung Marienberg*, Würzburg 1952, Abb. 32).

Noch dazu waren sich auch die Zeitgenossen nicht einig, wann eine Fortifikation für tauglich oder als schädlich befunden wurde, denn die jeweilige Einschätzung aus der Perspektive der Kriegs- und Bauverständigen, also der beteiligten Theoretiker und Praktiker, wie die planenden und ausführenden Ingenieure, Werk- und Wallmeister, die Offiziere oder auch Potentaten, konnte unterschiedlichen Kriterien folgen.²

Um die Konzeption der älteren Festung Marienberg besser verstehen zu können, sollen zunächst kurz die fortifikatorischen Grundlagen und Vorentwicklungen des 16. Jahrhunderts skizziert werden.

2. Hinführung: Festungsbau im 16. Jahrhundert

Die Erfindung und die Verbesserung der Pulverwaffen bewirkten im 15. Jahrhundert völlig neue Formen der Kriegsführung. Die Waffen besaßen zunehmend größere Reichweiten und Zerstörungskraft. Entsprechend musste der Wehrbau reagieren und Werke erschaffen, die möglichst den Angriffen und Bedrohungen widerstanden. Im 16. Jahrhundert bildeten sich die Grundlagen und Formen der neuzeitlichen Fortifikation heraus (Abb. 3).³ Bereits die Festungsbaukunst des 16. Jahrhunderts war enorm vielfältig. Dies hatte viele Gründe: Zum einen wurden in verschiedenen europäischen Konflikten Pulverwaffen eingesetzt und regional sehr unterschiedlich darauf reagiert. Zum anderen waren nicht nur die Angriffsszenarien, Bedrohungssituationen und Reaktionen unterschiedlich, sondern auch die materiellen Ressourcen wie Steinvorkommen, Erdbeschaffenheit oder topographische Situationen, auch die personellen Kapazitäten, die bauhandwerkliche Tradition und die Bedingungen, wie Arbeit organisiert werden konnte, um größere Bauprojekte wie Befestigungen überhaupt bewerkstelligen zu können, um sich letztlich erfolgreich zu schützen. Dabei konzentrierte sich die Wehrbaukunst zunächst

² Zum Festungsbau grundlegend: Hartwig Neumann, *Festungsbaukunst und Festungsbautechnik. Deutsche Wehrbauarchitektur vom XV. bis XX. Jahrhundert*; mit Bibliographie zur Festungsforschung 1945–87, Koblenz 1988; Martha D. Pollak, *Military Architecture, Cartography & The Representation of the Early Modern European City. A Checklist of Treatises on Fortification in The Newberry Library, Chicago 1991*; Ulrich Schütte, *Das Schloss als Wehranlage. Befestigte Schloßbauten der frühen Neuzeit im alten Reich, Darmstadt 1994*; Bettina Marten/Ulrich Reinisch/Michael Korey (Hg.), *Festungsbau. Geometrie – Technologie – Sublimierung*, Berlin 2012, zum Spannungsfeld von Theorie und Praxis: Stefan Bürger, *Theoria et Praxis Architecturae Militaris. Ein Missverständnis der Festungsbaukunst*, in: ebd., S. 185–197 sowie Tobias Büchi, *Naturphilosophie, Mathematik und Handwerk. Buonaiuto Lorini und die Analogie von Maschinenbau und Festungsbaukunst*, in: ebd., S. 119–133.

³ Der Beitrag basiert insbesondere auf Stefan Bürger, *Architectura Militaris. Festungsbau traktate des 17. Jahrhunderts von Specklin bis Sturm*, Berlin 2013; zudem Tobias Büchi, *Fortifikationsliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Traktate deutscher Sprache im europäischen Kontext*, Basel 2015.



Abb. 3: Befestigtes Schloss auf dem Marienberg, fortifikatorischer Stand mit Mauern, Zinnen und hölzernen Wehrgängen; Zustand vor der wehrbautechnischen Reaktion auf Pulverwaffen, kolorierter Holzschnitt (Abb. entnommen aus: Weltchronik des Hartmann Schedel, Nürnberg 1493).

darauf, bestehende Plätze und Städte zu verstärken, wodurch die jeweiligen Konzepte und Formen der Fortifikationen maßgeblich von den lokalen Gegebenheiten abhingen und dadurch höchst individuelle Schöpfungen darstellten. Zur Mannigfaltigkeit der Festungsbaukunst trug auch maßgeblich bei, dass im Kampf gegen Pulverwaffen nicht nur auf eine, sondern auf drei Hauptbedrohungen reagiert werden musste: gegen den Beschuss mit Geschützen (Artillerie), gegen den Angriff mit Musketen, Hakenbüchsen und anderen Handrohren (Infanterie) und gegen das Anlegen von Laufgräben und Sprengkammern, um Festungswerke zu zerstören (Approchen und Minen). Nicht nur dass die topographischen Gegebenheiten vor Ort unterschiedlich und für bestimmte Angriffsstrategien förderlich oder hinderlich waren, die Bedrohungen wurden vor dem Hintergrund individueller Kriegserfahrungen oft sehr unterschiedlich eingeschätzt: Und so weisen diesbezügliche Fortifikationsmaßnahmen diverse Konzepte und Defensivbauwerke mit vielfältigsten Formen auf.

Auf einem anderen Blatt der Bedrohung standen Aushungern, Desertion und Verrat. Während die Festungsbaukunst sich noch um gute Rahmenbedingungen für die Wasserversorgung, Magazinierung und Verarbeitung von Proviant mit Speicherbauten, Festungsbäckereien oder Mühlen bemühen konnte, unter-

lagen andere Bereiche der Fortifikation, die die Besatzungen, die Besoldung, Versorgung und Bewaffnung der Festungsarmeen betrafen, in anderen Händen.

Die Fortifikation im Sinne von Militärbaukunst umfasste im Kern vor allem Bauwerke, die als *Defensiva* dem Schutz vor gewaltsamen Übergriffen mit Pulverwaffen dienten. Es gehörten aber auch Werke dazu, die geeignet waren, um aus der Befestigung heraus massiv in das Feld zu agieren – denn ein Angriff war bekanntermaßen die beste Verteidigung. Zu diesen *Offensiva* zählten nicht nur die Geschützstellungen der Festungen, sondern auch hoch gebaute Überhöhungen wie Kavaliers und Katzen, Ausfalltore für Gegenattacken oder temporäre Anlagen, die je nach Bedarf im Belagerungsfall errichtet wurden. Die Möglichkeiten der Gegenwehr bewirkten, dass sich auch die Belagerungsarmeen feldseitig gegen die Belagerten schützen mussten. Insofern gehörten auch die kleineren, schneller zu errichtenden Feldbefestigungen in den Zuständigkeitsbereich der Fortifikation.

Um 1500 entstanden erste Festungen, die deutlich dem neuen Stand der Technik Rechnung trugen. Alte Burganlagen und Stadtbefestigungen eigneten sich kaum noch und ließen sich nur unzureichend umrüsten, sodass Neubauten bisweilen die bessere Lösung darstellten. Ein wichtiges Mittel der Fortifikation war das Eingraben bzw. das Einsenken der Mauern und Wälle in Gräben unter den Feldhorizont, sodass vom Feld aus der direkte Beschuss der geböschten Wallfüße nicht möglich war und eine Breschierung nur durch Beschuss aus nächster Distanz oder durch Einbringen von Minen erfolgen konnte. Zudem wurde versucht, die Werke so zu ordnen, dass selbst mit der Einnahme eines Bauwerkes nicht die gesamte Festung verloren ging, sondern den Belagern ein langer Weg aufgezwungen wurde. Eine Möglichkeit war diesbezüglich im Außenbereich der Fortifikationen, die Prinzipalwerke und die vorgelagerten Außenwerke in mehreren Befestigungslinien zu staffeln, entsprechend der Tiefenstaffelung und den so genannten Treffen einer Feldarmee. Im Inneren der Anlagen sollte die Labyrinthik, also die von innen gut beherrschbare, von außen aber kaum überschaubare Anlage von Werken und Wegen, den Festungsbesatzungen eine bestmögliche Kontrolle und Verteidigung der eigenen Werke ermöglichen.

Eine wichtige Persönlichkeit der Festungsbaugeschichte war Albrecht Dürer, der nicht nur für die deutsche Renaissancemalerei Wegweisendes bewirkte. Dürer verfasste für seine Heimatstadt Nürnberg das erste deutschsprachige Traktat zum Festungsbau. In seinem Buch *Etliche vnderricht, zu befestigung der Stett, Schloß, vnd flecken* führte er aus, wie mit den Mitteln der damaligen Baukunst der neuen Gefahr zu begegnen sei.⁴ Er konzipierte riesige, massive Bollwerke, die auf dem Wissen der Zeit fußten, nämlich dass gewölbte, rund gemauerte Steinbauten widerstandsfähiger seien als Werke mit geraden

⁴ Albrecht Dürer, *Etliche vnderricht/ zu befestigung der Stett/ Schloß/ vnd flecken*, Nürnberg 1527.

Mauern. Die Anlagen waren derart gewaltig konzipiert, dass sie in der frühen Entwicklungsphase hinsichtlich des technisch Möglichen, des Finanzierbaren und Machbaren wohl schon einen Endpunkt darstellten. In jedem Fall ist zu sehen, dass bei den rund gemauerten Werken des so genannten Rondellierten Systems die Widerstandskraft und *Defensiva* der Fortifikationswerke im Vordergrund stand.⁵

Ein oftmals besprochenes Problem runder Türme und rondellierter Festungen war, dass hinter massiven Werken verschanzte Besetzungen das Festungsvorfeld nur unzureichend einsehen und beschießen konnten.⁶ Von Innen her gab es nur geringe Möglichkeiten, nahe an die Festung gelangte Feinde wieder „abzutreiben“. Die Anlagen waren aufgrund ihrer Massivität vergleichsweise passiv. Die hohen Mauern, runden Türme und Basteien wiesen zudem feldseitig tote Räume auf, die von der Festung aus schwer beherrschbar waren. Gelangten Feinde dorthin, konnten sie schussfrei und gefahrlos Minen graben und Werke sprengen. Ob dieser Mangel dazu führte, dass sich im 16. Jahrhundert die bastionären Anlagen durchsetzten oder der Umstand, dass die Geometrisierung als theoretisches Instrument geeignet war, fortschrittsgläubig mit wissenschaftlichen bzw. italophilen und damit den vermeintlich besseren Mitteln die Probleme der Wehrbaukunst zu lösen, ist eine offene Frage.⁷

Jedenfalls reichte es bei der Umsetzung der neuen Methoden der Kriegsführung mit Pulverwaffen nicht mehr aus, dass die Landes- oder Stadtherren gemeinsam mit ihren Werkmeistern die Wehrbauten mit handwerklichen Mitteln konzipierten und errichteten. Es brauchte erfahrenes Personal, um die Strategien des Belagerungskrieges in den Fortifikationen angemessen zu berücksichtigen. Die Offiziere als Kriegsverständige sahen dies nicht als ihre Aufgabe an, da die Festungen ihrer Ansicht nach als *Architectura Militaris* der Baukunst angehörten, nicht der Waffen- und Kriegskunst. Insofern bildete sich mit den Festungsbauingenieuren im 16. Jahrhundert langsam ein neues Berufsbild heraus, um diese Lücke auszufüllen.⁸ Die Ingenieure sollten daher sowohl über theoretisches Wissen als auch praktische Erfahrungen der Baukunst, der Mathematik, der Feldmesskunst, der Kriegskunst und vieles mehr verfügen, um alle Forderungen der beteiligten Bauherren, Bau- und Kriegsverständigen

⁵ Stanislaus von Moos, Turm und Bollwerk. Beiträge zu einer politischen Ikonographie der italienischen Renaissancearchitektur, Zürich u. a. 1974; Ulrich Reinisch, Angst, Rationalisierung und Sublimierung. Die Konstruktion der bastionierten, regulären Festung als Abwehr von Angstzuständen, in: Marten/Reinisch/Korey, Festungsbau (wie Anm. 2), S. 288f.

⁶ Ulrich Reinisch, Angst, Rationalisierung und Sublimierung. Die Konstruktion der bastionierten, regulären Festung als Abwehr von Angstzuständen, in: Marten/Reinisch/Korey, Festungsbau (wie Anm. 2), S. 269–290.

⁷ Stephan Hoppe, Die nichtmathematische Festung und ihr medialer Untergang. Eine pluralistische Sicht auf die Geschichte der renaissancezeitlichen Militärarchitektur in Mitteleuropa, in: ebd., S. 86–104.

⁸ Ulrich Schütte/Hartwig Neumann, Architekt und Ingenieur – Baumeister in Krieg und Frieden. Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1984, Braunschweig 1984.

angemessen berücksichtigen zu können. Der Krieg wurde zum Betätigungsfeld und vor allem zum Bildungsraum der Ingenieure.⁹

Eine zunehmend bedeutsame Methode der Ingenieurbaukunst war, wie erwähnt, die Geometrie als wesentliches Mittel zum Entwurf fortifikatorisch funktionierender Festungsgrundrisse und der zugehörigen Wallprofile. Wurden die Wälle und Gräben gerade und parallel geführt, reichten wenige Wallschnitte aus, um die Funktionsfähigkeit im Raum sichtbar und kommunizierfähig zu machen. Diese Formgebung und Funktionsfähigkeit sollte in besonderem Maße der Bedrohung durch Artilleriebeschuss begegnen können bzw. eine besonders effiziente Verteidigung von Festungen mit Kanonen ermöglichen.¹⁰ Die grundlegenden Erfindungen erfolgten in Italien und mündeten im so genannten – laut militärhistorischer Klassifizierung – Altitalienischen System, dem frühesten Konzept bastionärer Befestigungen.

Bei Bastionärbefestigungen wurde der Ort mit Hauptwällen, den Kurtinen, polygonal eingefasst. Jede Ecke des regelmäßigen oder unregelmäßigen Polygons erhielt ein Eckbollwerk, eine eckige Bastion. Diese Konzeptionsfähigkeit des Bastionärsystems war entscheidend dafür, dass sich auch abseits der akuten Bauprojekte Landes- und Stadtbaumeister, Mathematikprofessoren, bald auch Offiziere, Jesuitenpater oder Potentaten an den Entwicklungen und an der Ausprägung der Fortifikation als wissenschaftliche Disziplin beteiligten.¹¹ Und die Theoriefähigkeit war auch ein Grund dafür, dass sich diese Art der Fortifikation besonders gut vermitteln und publizieren ließ. Allerdings stellten Ausbildung, Vorwissen und Sprachvermögen zunächst erhebliche Hürden für die nordalpinen Festungsbaumeister dar, um die italienischen Entwicklungen zu verstehen und umzusetzen. Aus diesem Grund wurden im 16. Jahrhundert oftmals Ingenieure aus Italien berufen, um neuzeitliche Fortifikationen zu errichten.

Noch schwieriger war die Situation in jenen Regionen, die wie die Niederlande oder Norddeutschland über keine Natursteinvorkommen verfügten und daher kaum in der Lage waren, auf italienische Weise gemauerte Bastionärbefestigungen zu errichten. Es bedurfte eigener Impulse und Lösungen. Einen großen Effekt besaßen Wälle aus Erde. Sie waren zwar flacher geböschet und weniger witterungsbeständig, aber Erdwälle besaßen große Vorteile. Bestanden die Wälle aus guter Erde und waren mit Weidengeflecht bewehrt oder Quecke bewachsen, dann richteten Kanonenkugeln nur wenig Schaden an. Die Geschosse drangen mit nur wenig Effekt ins Erdreich ein. Entstandene Schäden ließen sich leicht beheben. Da auch kein Steinwerk vorhanden war, was bei Be-

⁹ Bürger, *Architectura Militaris* (wie Anm. 2), S. 46–61.

¹⁰ Zum definitorischen Charakter der Artillerie für bastionäre Anlagen u. a. Horst Bredekamp, Galilei als Militär. Der Streifschuss und die Geometrie des Auges, in: Marten/Reinisch/Korey, *Festungsbau* (wie Anm. 2), S. 207–218; zur Bedeutung der Mathematik/Geometrie als Aspekt theoretischer und praktischer Fortifikation: Hoppe, *Die nichtmathematische Festung* (wie Anm. 7), S. 86–104.

¹¹ Bürger, *Architectura Militaris* (wie Anm. 2), bes. S. 46–51, 81–86.

schuss fatale Splitterwirkungen entfalten konnte, ließen sich auch unmittelbar vor dem Hauptwall Unterwälle um die Festung ziehen. Dadurch verdoppelten sich die Verteidigungsstellungen, um Graben und/oder Feldhorizont zu bestreichen. Diese Niederwälle, auch Faussebrayen genannt, bildeten das Hauptmerkmal der Festungen des sogenannten Altniederländischen Systems. Je nach Belagerungsverlauf besaßen trockene oder nasse Gräben für die Verteidigung oder Gegenangriffe unterschiedliche Vor- und Nachteile. Wurden die Gräben bis auf das Grundwasserniveau gegraben, war es den Angreifern nicht möglich, unterirdische Minengänge anzulegen, was die Gefahr der Minierung von Bollwerken deutlich verminderte. Nachteilig war, dass die flachen, in die Landschaft geduckten Werke vergleichsweise leicht überstürmt werden konnten. Abhilfe schufen Außenwerkskränze, die fast geschlossen zusätzliche, dichte Linien bildeten und die Zahl der Stellungen und damit die Feuerkraft erhöhten.

Ende des 16. Jahrhunderts verfasste Daniel Specklin ein wichtiges Buch. In seiner *Architectura von Vestungen* bündelte er nicht nur das fortifikatorische Wissen seiner Zeit, sondern er entwickelte auch eine eigene Systematik.¹² Im Nachdenken über die Neubefestigung der Stadt Straßburg analysierte er als Stadtbaumeister zunächst die Gegebenheiten und Möglichkeiten. In seiner Lösung verband er die Vorteile der italienischen Manieren mit denen der Niederländer. Seine Hauptwalllinien erhielten an Italien orientierte feste und fortifikatorisch günstige Proportionen, er ordnete die Werke jedoch so an, dass sie wie bei den Niederländern eine gewisse Staffelung und zusätzlich eine hohe Flexibilität in den verschiedenen topographischen Situationen besaßen. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wirkten Specklins Manieren immer wieder in die Entwicklungen der Fortifikation hinein.

Selbst wenn Specklins *Architectura* einen Höhepunkt der Fortifikation des 16. Jahrhunderts markiert und lange nachwirkte, um 1600 vollzog sich ein folgenschwerer Wandel in der Systemvorstellung der Fortifikation. Bisher waren die Walllinien mit festen Längenmaßen und günstigen Winkeln angelegt worden; gewissermaßen die Wälle und Bastionen wie eine Abfolge von Mauern und Türmen zusammengefügt.

Um und nach 1600 veränderte sich die Strategie. Man ging dazu über, Winkelproportionen und davon abgeleitete Liniendispositionen für den Feuerraum zu konzipieren. Diese virtuellen Räume der Schussbahnen wurden dann in eine bauliche Umgebung eingebettet, weshalb die Festungswälle und -werke eher als sekundierende Elemente eine vorbestimmte Form erhielten. Die Formen wurden noch konsequenter von den Funktionen abgeleitet. Die funktionsfähigen Winkelproportionen hatten zudem den Vorteil, dass sich die Linien in einem gewissen Spielraum vergrößern und verkleinern ließen, ohne dass sich die Flankierung und Bestreichung erheblich verschlechterten. Damit war eine Möglichkeit gegeben, nicht nur regulare Werke in einer idealen, regelgerech-

¹² Daniel Specklin (Speckle), *Architectura von Vestungen*, Straßburg 1589.

ten Weise zu errichten, sondern auch irregulare Werke den Regeln gemäß anzulegen. Dafür war die Beschaffenheit, d. h. die genaue, auch maßlich genaue Kenntnis von der Beschaffenheit des Ortes eine Grundvoraussetzung.

3. Besonderheiten von Bergfestungen

Hinsichtlich der Anlage einer Bergfestung beschrieb Specklin: „Lit. A. [...] dieweil es aber an etlichen Orten verfallen/ und mit Sträuchen und Bäumen verwachsen gewesen/ hat mans zu einer Vestung auff gute Wege berathschlaget/ da man nun zu solchem Werck geräumt/ hat man den Zarek zu rings um befunden/ daß der Felsen abgehauen/ und herum ein tieffer Graben/ in lautern Felsen geschroten gewesen/ so haben desgleichen die Mauren schon, von Alters her/ ihre Läger im Felsen gehabt/ da man nun alles geräumt/ hat man mit dem Bau nicht über den Felsen oder Graben hinaus/ auch nicht wohl hinein fahren/ auch die alte Häußliche Wohnungen/ so mit Kellern und andern Nothwendigkeiten allbereit gebauet gewesen/ nicht wohl ändern können/ also ist man in Erwegung aller Umstände in Gottes Nahmen bey der aller ersten Zarg geblieben/ und etliche Streichen und Wehren/ so gut und weit man gekont hat/ hinaus gebauet/ in Bedencken/ daß solch Hauß solcher Höhe halben/ von keinem Ort beschossen noch überhöcht/ desgleichen nicht erstiegen werden kan/ denn aus dem Graben/ da es am niedrigsten/ ist es in die 70. oder 80. Schuh hoch/ allda man mit keiner Leitern Zeug oder anders ersteigen kan/ so kan man oben und unten/ zu rings um mit dem Geschütz alles erreichen/ auch unter sich gen Thale/ und ist allein durch die Pforten dahinein zu kommen/ die aber nicht allein wohl verbauet/ sondern auch gantz starck verwacht wird/ auswendig vor dem Graben hat es seine Fütterung und Lauffgraben/ mit ausgestossenen Wehren von Erden/ allda man [wie auch oben] das auffsteigen abtreiben kan/ so ist auch alles zum Gesicht daherum abgehauen/ der gantze Felsen ist gantz Wasserreich/ daß auch wo man hinein bauet und bricht/ so ist von Stund an Wasser da/ darum er nicht zu untergraben/ dann nicht allein im Graben/ sondern oben im Schloß/ ja auch in der mitten zu alleroberst im Schloß auff dem mittleren Felsen gute Brunnen/ und Wasser gnugsam/ die nimmer Mangel haben/ vorhanden/ der mittlere Felß zu oberst/ ist auch also versehen/ daß man nicht allein das Schloß/ sondern alles darum regieren kan/ wird derhalben solch Hauß/ seines festen Baues halben/ und daß es nicht zu beschiessen/ zu ersteigen/ noch zu untergraben ist/ für eine gewaltige gute Vestung erkant und gehalten.“¹³

¹³ Ebd., 2. Teil, Kapitel 5, S. 89b, 90a; dazu Kupferblatt AB (zwischen 18 + 19), Abb. A (Festung Lichtenberg/Elsass).



Abb. 4: Karte mit zwei Stadtansichten bzw. Vedouten von fortifizierten Städten: oben links: Königshofen; unten links: Würzburg; Beschreibung: Bisthum Wurtzburg In Francken / I. H. S. delineavit. H. I. Schollenb. sc. Iab. Hoffman excudit; Kupferstich 53×39 cm, Nürnberg um 1676 (Kartenforum SLUB, Datensatz 90009523).

Diese Beschreibung lässt sich in gewisser Weise auch auf die Festung Marienberg übertragen. Während Daniel Specklin den geometrischen Manieren großen Raum in seinem Buch einräumte, konnte er Bergfestungen nur anhand weniger Beispiele und mit kurzen Beschreibungen charakterisieren. Einem Ort u. a. wie dem Würzburger Marienberg war mit geometrischen Methoden nur schwer beizukommen. Erheblicher Aufwand wäre notwendig gewesen, den Berg samt Feldumgebung zu vermessen. Unmöglich war es, die Konzeption einer künftigen Wehranlage plausibel darzustellen und mit zeichnerischen Mitteln den sicheren Nachweis ihrer fortifikatorischen Funktionsfähigkeit zu erbringen. Und so ist es in der Umkehrung auch kaum möglich, beispielsweise anhand der überlieferten Kupferstiche die genauen Form-Funktions-Bezüge der Würzburger Festung zu rekonstruieren.

Die Schwierigkeiten, die Bergfestungen bereiteten, treten in der Fortifikationsliteratur deutlich zutage. In langen Hauptkapiteln werden Idealkonzepte ausführlich vorgestellt, Vor- und Nachteile detailliert abgewogen. Selbst Autoren, die der Fortifikationspraxis und der lokalen Anpassungsfähigkeit einen

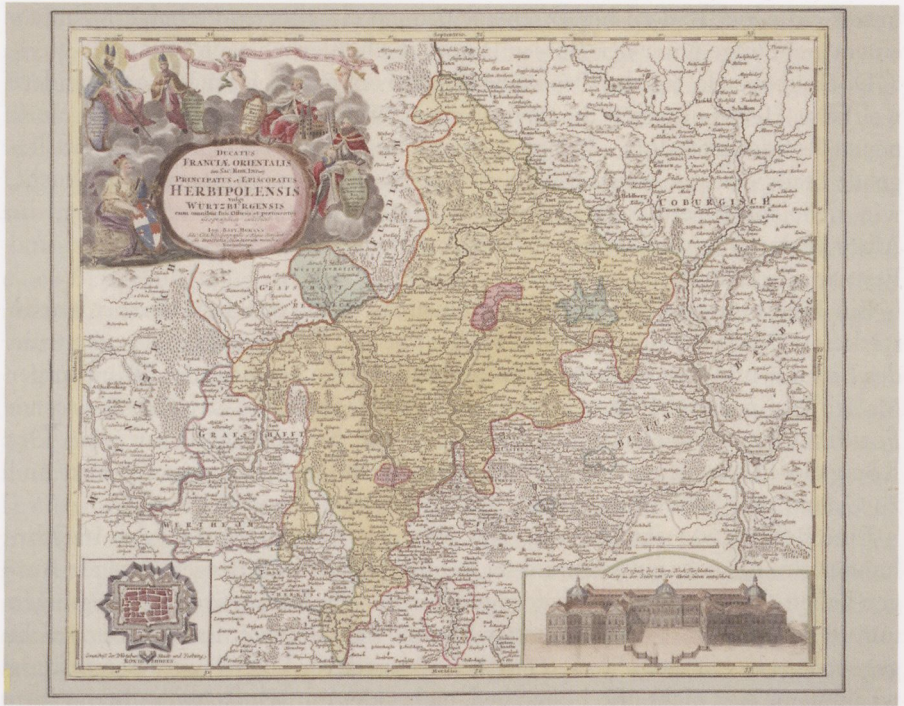


Abb. 5: Karte mit verzeichneten Festungsstädten: Königshofen im Norden (samt Festungsplan unten links), Würzburg im Süden, und auf halber Strecke dazwischen die befestigte Reichsstadt Schweinfurt; Beschreibung: Ducatus Franciae Orientalis Seu Sac[ri] Rom[ani] Imperii Principatus et Episcopatus Herbipolensis Vulgo Würtzburgensis ...; Kupferstich 55 x 45 cm, Nürnberg ab 1702 (Kartenforum SLUB, Datensatz 90009532).

hohen Stellenwert einräumten, konnten den Mangel nicht beheben, sodass ihnen nur der Ausweg blieb, in summarischen Kapiteln die Anforderungen und Besonderheiten der topographischen Situation zu benennen.¹⁴ Insofern ist trotz einer ganzen Reihe von empirischen Erkenntnissen und wissenschaftlichen Theorien für die Zeit bis zum Dreißigjährigen Krieg zu akzeptieren, was Daniel Specklin in seiner *Architectura* im 3. Kapitel „Von Bergen und Felsen so in den Städten/ und gantze Städte so auff Felsen liegen“, beschrieb, nämlich, dass diesbezüglich „keine juste Regul kan angezeigt werden“ und es sei „viel

¹⁴ Adam Freitag unterscheidet im Kapitel „Von der Natur und Eigenschafft/ wie auch von den unterscheid der örter/ die da sollen befestiget werden“ die Festungen gemäß ihrer Natur als „bergicht, auf felsen, ebenes landes, sandicht, feister und letticher erden, marrastig und sumpfig, im grunde, am see/ Meer und Haffen, an flüssendem wasser, in Insul oder Werder“; Adam Freitag, *Architectura Militaris – nova et aucta oder Newe vermehrte Fortification*, Erstauflage Leiden 1631, hier Amsterdam 1665, S. 3.

besser ein neuer Bau zu berathschlagen/ dann ein alter zu verbessern/ indem einem viel Dinge unter den Füßen liegen/ die hinderlich seyn“.¹⁵

Doch genau da lag das Problem: Anders als einige Herzöge oder andere weltliche Herren konnte der Würzburger Fürstbischof nicht einfach einen neuen Residenzstandort – beispielsweise eine in einer ebenen Landschaft liegende Stadt – bestimmen. So ließ unter anderem Kurfürst Moritz eben nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, jene wettinische Stammburg, die Albrechtsburg in Meißen, neu befestigen, sondern Dresden als Residenz- und Festungsstadt ausbauen.

Ein Fürstbischof hatte diese Wahl so nicht, denn sein Residenzort war in stärkerem Maße an den Ort der Kathedrale als kirchenpolitisches Zentrum des Bistums und Hochstiftsgebietes gebunden. Nicht nur für den Würzburger Marienberg muss man akzeptieren, dass sich nicht jeder Ort für regelrechte Fortifikationen eignete. Es war sinnvoll, wie beispielsweise mit dem Ort Königshofen geschehen, einige strategisch wichtige Plätze auszuwählen und zu Grenz- und Landesfestungen auszubauen (Abb. 4 und 5).¹⁶

Eine Befestigung des Marienberges war aber mit den Mitteln des 16. Jahrhunderts nur in sehr eingeschränkter Weise möglich. Auf Bergen liegende Burgen ließen sich mit neuzeitlichen rondellierten oder bastionären Befestigungen nur umgeben, wenn genug Raum vorhanden war. Dies war in Würzburg nicht gegeben, bzw. nur nach Westen möglich. Besonderer Vorteil einer Bergfestung war, dass sie sich nicht überhöhen ließ, nicht oder nur sehr schwer untergraben und miniert werden konnte.¹⁷

Diese Gefahr spielte womöglich um 1600 in Würzburg noch eine untergeordnete Rolle, auch wenn südlich der höhere Nikolausberg lag. Zu dieser Zeit betrug die effektive Reichweite, bzw. die in der Fortifikation zu berücksichtigende Reichweite der Geschütze mit einer einigermaßen akzeptablen Durchschlagskraft und Treffsicherheit etwa 200 bis 300 Schritt (ca. 150–200m).¹⁸ Im Dreißigjährigen Krieg waren dann Schussweiten bis 500 Schritt möglich, so dass wohl erst ab dieser Zeit der Nikolausberg topographisch bzw. strategisch zu einer ernst zu nehmenden Gefahr wurde.

¹⁵ Specklin, Vestungen (wie Anm. 12), S. 81b.

¹⁶ Von Freeden/Engel, Echter als Bauherr (wie Anm. 1), S. 55; von Freeden, Festung Marienberg 1952 (wie Anm. 1), S. 141; mit Hinweis auf Gutachten: Staatsarchiv Würzburg, Misc. 125/4056.

¹⁷ Anton Hillefeld, Kurtze Anweisung Zur Allgemeinen Fortification, Hannover 1673, S. 61.

¹⁸ Bürger, Architectura Militaris (wie Anm. 2), S. 118; z. B. bei Jean Errard de Bar-le-Duc, La fortification réduite en art et démontrée, Paris 1600, hier aus der deutschen Ausgabe: Fortificatio, Das ist: Künstliche und wolgegründete Demonstration vñ Erweisung/ wie vnd welcher Gestalt gute Festungen anzuordnen/ vñ wider den Feind/ so sie mit Heers krafft nach allem Vertheil möchte an greiffen/ zu verwahren vnd zu versichern/ Auff allerley Orter vnd Gelegenheiten/ wie die mögen zu befestigen vorfallen/ gerichtet, Frankfurt am Main 1604, S. 9. Hinsichtlich der Relevanz von Schussweiten ist zu bedenken, dass in der Fortifikation und ihren Defensionslinienlängen nicht die jeweils absoluten Schussweiten der Geschütze und Musketen, sondern die effektiven, d. h. in Treffsicherheit und Durchschlagskraft stärkere, daher auch kürzere Distanzen eingerechnet wurden; Bürger, Architectura Militaris (wie Anm. 2), S. 141–144.

Günstig konnte bei Bergfestungen auch sein, dass sie vergleichsweise schwer anzugreifen und die eigenen Stellungen relativ sicher gegen den Beschuss vom Feld her waren. Dies war in Würzburg nicht der Fall, denn zum einen lagen die Flanken der Burg dem Angreifer direkt zugewandt. Zum anderen dürfte das unebene Gelände auch den Angreifern günstige Deckungen geboten haben. Um Angreifer und Feindbewegungen möglichst frühzeitig zu entdecken, wurden hohe Türme mit Scharwachttürmchen an allen Turmecken errichtet.

Am Fuße des Berges hätten sich Belagerer leicht annähern und gegebenenfalls einen Belagerungsring ziehen können, um so Versorgungs- und Transportwege abzuschneiden. Ohnehin war es schon schwer genug, eine hohe Bergfestung zu versorgen und zu beliefern.¹⁹

Eine Umwallung des gesamten Berges kam strategisch und ökonomisch nicht in Frage; eine derart große Anlage wäre auch nutzlos gewesen, da diese zum einen vom Nikolausberg aus beherrschbar gewesen wäre, zum anderen im Leistental ohnehin nicht genügend Platz zur Verfügung stand, um reguläre Bastionen mit Gräben, Bedecktem Weg und Glacis im Vorfeld anzulegen. Insofern wundert es nicht, dass sich bis ins 17. Jahrhundert kein Würzburger Fürstbischof an eine reguläre Befestigung des Marienberges wagte. Es fehlte schlichtweg an fortifikatorischen Grundlagen, geeigneten Strategien und sicher auch ökonomischen Mitteln, und so war die Festungsbaukunst noch nicht bereit, einen solchen Berg in „vollkommener“, d. h. in geometrisch und konzeptionell vorherbestimmbarer Weise zu befestigen. Die militärisch-fortifikatorische Aufrüstung, die Julius Echter im Zuge des Schlossausbaus veranlasste, zielte denn auch weniger darauf, eine reguläre Befestigung des gesamten Ortes zu erreichen.

4. Der bauliche Bestand um 1550

Der Bestand um 1550, von dem später Julius Echter ausgehen musste, sah etwa folgendermaßen aus: Ein steinerner Bering mit einem Kranz aus Rundtürmen war wohl schon unter Fürstbischof Otto von Wolfskeel (1333–1345) errichtet worden. Unter Fürstbischof Rudolf II. von Scherenberg (1466–1495) wurde dieser alte Bering instandgesetzt und die Zugangssituation durch einen neuen Torbau zusätzlich gesichert.²⁰ Dieses Scherenbergtor war als Brückenkopfbau dem Torweg vorgelagert und bildete mit dem hinteren Torhaus eine Art

¹⁹ Claude François Milliet de Chales, *Die Kriegs-Baukunst*, Erstausgabe Paris 1677, hier Frankfurt am Main 1677, S. 317.

²⁰ Kummer, *Umformung* (wie Anm. 1), S. 165–182.



Abb. 6: Reliefdarstellung des befestigten Marienberges, Ausschnitt aus dem Grabepitaph für Fürstbischof Melchior Zobel von Giebelstadt, Peter Dell d. J., nach 1558 (Abb. entnommen aus: Jürgen Lenssen [Hg.], *Der Kiliansdom zu Würzburg, Regensburg* 2002, S. 89).

Zwingersituation. Diese Befestigung verhinderte zwar ein Überstürmen des Schlosses, doch hatten die Mauern einem Beschuss vom Feld her kaum etwas entgegensetzen. Zusätzlich waren noch 1477 an der Südseite der Hofstubenbau und 1480 an der Westseite das Zeughaus ebenfalls hoch aufragend errichtet worden, und somit war die nun fast vollständig geschlossene Vierflügelanlage ohne ausreichende Deckung dem feindlichen Beschuss ausgesetzt.

Aus diesem Grund müssen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erste fortifikatorische Maßnahmen erfolgt sein. Sie sind am ehesten auf einem vom Würzburger Bildhauer Peter Dell d.J. geschaffenen Relief des Schlosses, im Hintergrund des Grabmals für den 1558 ermordeten Fürstbischof Melchior Zobel von Giebelstadt, zu erkennen (Abb. 6). Zum einen sind lange durchlaufende Steinmauern vor dem äußeren Bering zu sehen. Dabei dürfte es sich um eine geschlossene steinerne Futtermauer (Kontereskarpe), möglicherweise mit Bedecktem Weg, gehandelt haben. Um diese errichten zu können, wurden vermutlich Erdwälle, sogenannte Schütten, vor dem mittelalterlichen Befestigungsring aufgeworfen. Dadurch entstanden Gräben, die verhinderten, dass sich die Mauerfüße direkt beschießen ließen, und die es zudem möglich machten, von dort aus die planierten Hangareale besser einzusehen und zu bestreichen. Die Maßnahmen der Plateaumwallung folgten bestenfalls der Kontur des Berges mit dem Ziel, einen allseitig optimalen Schutz des Marienbergs zu erreichen. Die aufragenden Bergflanken wurden geglättet, d. h. großflächig eskarpirt, um den Feldbereich am Fuß der Festung von jedem Punkt aus besser einsehen und um ihn auch im Bedrohungsfall bewerfen und beschießen zu können. Die Flächen wurden jedoch nicht so ausgebildet, dass winklig zueinander stehende Facen- und Flankenlinien entstanden, um eine durchlaufend bestreichende und flankierende Front auszubilden.

Allein die Ostflanke wurde zusätzlich verstärkt, wohl auch um den Fürstenbau zu schützen. In besonderer Weise diente ein hornwerkartiges Bollwerk als stadtseitige Batterie, um Geschütze auf den Fluss und das andere Ufer zu richten. Welches Bedürfnis dabei im Vordergrund stand, entweder mit dem Schloss als Zitadelle besonders das schussfreie Vorfeld, die Stadt auf der anderen Uferseite, den Wasserweg oder den Flussübergang zu beherrschen, ist schwer einzuschätzen und am ehesten von einer Mischung der Bedarfsaspekte auszugehen. Der Ausbau erfolgte mit damals modernen Rondellen oder gerundeten Bastionen, die der Manier Dürers ähnlich gewesen sein dürften. Sowohl Dells Darstellung als auch die Sebastian Münsters in seiner *Cosmographia* zeigen solche gerundeten Bauwerke (rondellierte Bastione) mit oben abgerundeten Brustwehrabdeckungen und eingelassenen Geschützscharten (Abb. 7).²¹ Die beiden Hauptbollwerke waren mit einer niedrigeren, etwas zurückgesetzten Kurtine verbunden.

²¹ Sebastian Münster, *Cosmographie oder beschreibung aller länder, herschafften, fürnemsten stetten, geschichten gebreuche, hantierungen etc.*, Basel 1550.



Abb. 7: Stadtansicht Würzburgs mit dem befestigten Marienberg; die bastionierte Front der Mainseite weist Rondelle mit Geschützschießscharten auf; Hans Rudolf Manuel Deutsch, Holzschnitt (Abb. entnommen aus: Sebastian Münster, Cosmographia, Basel 1544).



Abb. 8: Ansicht des Marienberges in der Fries-Chronik, Miniatur (Abb. entnommen aus: Lorenz Fries, Chronik der Bischöfe von Würzburg [sog. Echter-Exemplar], Würzburg 1574–1582, Universitätsbibliothek Würzburg, Franconia, M. ch. f. 760, fol. 322v).

Diesbezüglich könnte sich hier Franz Seberich vielleicht geirrt haben, wenn er eckige, bastionsartige Bollwerke rekonstruierte mit einer vorn in der Facenflucht liegenden Hauptkurtine zwischen den Bollwerken.²² Recht gibt ihm allerdings eine Darstellung aus der Fries-Chronik (Abb. 8).²³ Diese Abbildung zeigt die zwei neuen Bastionen auf der Stadtseite mit rotfarbigen Eckverbänden, was eher auf eine polygonale Disposition hindeutet.²⁴ Allerdings zeigt diese Abbildung nicht den veränderten Turmaufbau des Randersackererturms. Dort ist noch die spitze Turmhaube mit Scharwachttürmchen zu erkennen, nicht der Ausbau des Turms mit Geschützplattform. Diesen fortifikatorischen Turmausbau zeigen in ähnlicher Weise das Relief des fürstbischöflichen Grabmals als auch der Stich in der von Sebastian Münster 1550 erstmals veröffentlichten *Cosmographia*.

Am Ende stellt sich ohnehin bei allen bildlichen Überlieferungen die Frage nach dem historischen Quellenwert, da Festungsansichten ihrem Zweck nach sowohl Abbilder (je nach künstlerischem Vermögen historisch getreue Darstellungen), aber auch Wunschbilder (als künftige Planungs- und Bauvorhaben) oder bewusst abweichende Idealvorstellungen (zur Repräsentation und ggf. auch Abschreckung) sein konnten.

5. Die Maßnahmen Julius Echters um 1600

Es könnte also sein, dass im Zuge der durchgreifenden Umgestaltung des Schlosses nach 1600 sich das Interesse des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn (1573–1617) nicht nur darauf richtete, eine zeitgemäße Residenz einzurichten. Die Anlage war mit ihren Bollwerken und Schütten in der Mitte des 16. Jahrhunderts in etwa auf der Höhe der Zeit gewesen und keine veraltete, mittelalterliche Anlage mehr. Die militärischen und fortifikatorischen Entwicklungen hatten sich aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nochmals merklich weiterentwickelt, und auch die konfessionellen Spannungen und die Neuordnung der politischen Landkarte machten ein Überdenken der bestehenden Befestigungen notwendig.

²² Seberich, Festung Marienberg (wie Anm. 1), S. 473–488.

²³ Lorenz Fries, Chronik der Bischöfe von Würzburg (sog. Echter-Exemplar; Kopie basierend auf dem sog. Domkapitel Exemplar), Würzburg 1574–1582; vgl. dazu URL: <http://franconia.uni-wuerzburg.de/ub/fries/index.html>; Literatur zur Fries-Chronik u. a. Gottfried Mälzer, Die Fries-Chronik des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn. Eine fränkische Prachthandschrift des 16. Jahrhunderts aus dem Bestand der Universitätsbibliothek Würzburg; Codex M. ch. f. 760, Würzburg 1989; Thomas Heiler, Die Würzburger Bischofschronik des Lorenz Fries (gest. 1550), Würzburg 2001.

²⁴ Kummer, Umformung (wie Anm. 1), S. 173.

Zwischen 1575 und 1607 beauftragte Julius Echter (in vier Baukampagnen) den Umbau, der im Wesentlichen den Idealen der nordalpinen, insbesondere der niederländischen und deutschen Renaissance folgte.²⁵ Da die bestehende Anlage schon einen regelmäßigen rechteckigen Zuschnitt aufwies, war es vergleichsweise leicht möglich, das Bild eines regulären Kastells herauszuarbeiten. Als ein typologisches bzw. architekturtheoretisches Vorbild und Modell gilt u. a. das burgundische Schloss Ancy-le-Franc von Sebastiano Serlio.²⁶ Alte Teile wurden soweit als möglich einbezogen, jedoch erhebliche Vereinheitlichungen der Baukörper vorgenommen, Giebel aufgerichtet und mit ihnen Hauptbauachsen betont und Symmetrien erzeugt.²⁷ Echter ließ einen Nordostturm (Marienturm) und einen Nordwestturm (Hl. Kilian) errichten, beide nun jeweils ohne fortifikatorische Turmobergeschosse mit Schießscharten oder Brustwehren.²⁸ Es erstaunt, dass Echter nochmals in die Höhe baute, obwohl die führenden Köpfe der Festungsbaukunst zu dieser Zeit davon abrieten, vielmehr empfahlen, zu schützende Anlagen in den Boden einzusenken oder und mit Wällen zu decken. Es ist davon auszugehen, dass Echter mit dieser (altertümlichen oder nach wie vor zeitgemäßen?) Strategie das Ziel verfolgte, durch seine Turmbauten eine herrschaftliche Legitimation für den geistlichen Staat und seiner katholischen Konfession an diesem privilegierten Ort zu bewirken.²⁹ Dass es gerade um diese Sichtbarkeit ging, beweist wohl das Fehlen eines Turmes an der Südwestecke. Denn von der Stadtseite her oder dem Weg zur Burg und von Westen aus wäre dieser ohnehin nicht zu sehen gewesen.

Dieses Problem, dass Sichtbarkeit zugleich auch Angreifbarkeit bedeutete, war Echter durchaus bewusst. Nicht zuletzt aus diesem Grund fiel der Wegeführung, d. h. der Zufahrt und der westlich gelegenen Torbefestigung besondere Aufmerksamkeit zu, weshalb um 1604/05 auch der Bau eines neuen Torhauses und die Anlage eines schützenden Außenwerkes, die Verschließung alter Wege zu den fortifikatorischen Maßnahmen um 1600 auf dem Marienberg gehörten. Zum Schutz der gefährdeten Westseite samt Zufahrt und Scherenbergtor, vor dem ein flaches und damit für Angriffe mit Kanonen geeignetes Vorfeld lag, ließ Julius Echter eine große Bastei errichten. Echter bereitete es anscheinend

²⁵ Zur Transformation der Burg zu einem ansehnlichen Schlossbau: Kummer, Umformung (wie Anm. 1), S. 173.

²⁶ Sabine Frommel, Sebastiano Serlio architetto, Mailand 1998, S. 83–170.

²⁷ Schütte/Neumann, Architekt und Ingenieur (wie Anm. 8), S. 48, 197–199, 265–267; Matthias Müller, Das Schloß als Bild des Fürsten. Herrschaftliche Metaphorik in der Residenzarchitektur des Alten Reichs (1470–1618), Göttingen 2004, bes. S. 125–134. Der ab 1519 errichtete Schlossbau Franz I. von Chambord hatte zweifellos zu einer erhöhten Aufmerksamkeit für den Kastelltypus in Form repräsentativer Vierflügelanlagen beigetragen. Etliche Anlagen des 16. Jahrhunderts wie das Residenzschloss Dresden, die Augustusburg bei Chemnitz, die Wilhelmsburg in Schmalkalden u. a. folgen möglicherweise einer architekturtheoretischen Anregung aus Italien, sind aber ebenso in einer seit dem Spätmittelalter ungebrochenen Entwicklungslinie und im Kontext der lokalen Voraussetzungen zu sehen.

²⁸ Kummer, Umformung (wie Anm. 1), S. 174.

²⁹ Vgl. Müller, Schloß als Bild (wie Anm. 27), S. 156–174.



Abb. 9: Blick auf die hoch aufragende Kurtine als Schildmauer der Echterbastei mit gerundeter Brustwehr und später aufgerichteten Überdachung (Foto: Stefan Bürger).

Probleme, fähige Fortifikationsingenieure für sein konkretes Projekt zu gewinnen. Aus diesem Grund wandte er sich – so legte es Max von Freedon dar – an Herzog Maximilian von Bayern, der u. a. seinem Ingenieur und Hauptmann Martin Robert de Tregne den Befehl erteilte, einen Plan und Abriss zur Befestigung des Marienberges anzufertigen.³⁰ Tregne arbeitete ein Projekt aus, wofür er Pläne und ein Gipsmodell fertigte. Diese Medien dienten zweifellos dazu, den Bau als räumliches Gebilde anschaulich zu machen und die Funktionsfähigkeit seiner Anlage durch Nachvollzug der virtuellen Schussbahnen belegen zu können. Im November 1615 überstellte der Herzog das Modell Tregnes und zwei weitere Modelle (Francesco Tensinis und eines des Leutnants Moritz Wiener) nach Würzburg; auch Alexander de Groote war möglicherweise am Rande involviert, jedoch wurde dessen Manier wohl als zu neu und ungewöhnlich und damit als militärisch zu riskant nicht in Erwägung gezogen.³¹

Die nachfolgend ausgeführte sogenannte Echterbastei wurde allerdings nicht den Regeln der neuesten Bastionärfortifikation – d. h. den theoretischen Idealvorstellungen – entsprechend tief in den Horizont eingesenkt und mit Erdwerken ausgestattet (Abb. 9).³²

³⁰ Zur Entwurfsgeschichte samt Anfertigung von Plänen und Gipsmodellen: von Freedon, Festung Marienberg 1952 (wie Anm. 1), S. 143f.

³¹ Zu den Fortifikationsmanieren von de Groote und Tensini: Alexander (Alessandro) de Groote, *Neovalia: dialogo, nel quale con nuova forma di fortificare piazza si esclude il modo di far fortezze alla regale come quelle che sono di poco costrado*, München 1617. Francesco Tensini, *La Fortificatione, Guardia, Difesa et Espvgnatione delle Fortezze sperimentata in diverse Gverre, Venetia* 1624; vgl. Bürger, *Architectura Militaris* (wie Anm. 2), S. 282–286.

³² Dieser errichtete Wehrbau kostete im Rechnungsjahr 1605 über 11 800 Gulden, 1606 nochmals 5 900 Gulden; von Freedon, Festung Marienberg 1952 (wie Anm. 1), S. 138f.; hinsichtlich Ent-

Auf diese Weise wären das Scherenbergtor und das dahinter liegende Zeughaus nicht zu schützen gewesen. Stattdessen ließ Julius Echter aufgrund der besonderen örtlichen Situation einen großen Wehrkomplex konzipieren und errichten, der sich als Schild schützend vor dem Schloss erhob. Dass der Bau der Echterbastei nicht bloß eine fortifikatorische und bauhandwerkliche Verbesserung der Situation darstellte, sondern der Fürstbischof diesem Bauwerk hohen strategischen und symbolischen Wert zumaß, kann vermutet werden, denn immerhin wurde bereits mit dem Leypoltstich des Jahres 1603/04 die künftige Anlage visualisiert (Abb. 10).

Bei der Echterbastei handelt es sich der Typologie der Festungsbaukunst nach eher um ein gigantisches kasemattiertes Kavalier als um ein Bollwerk bestehend aus zwei Halbbastionen. Zwar erhielt der Bau einen hornwerkartigen Zuschnitt mit kleinen Flanken, gerundeten Flügeln, Facen und Bollwerksformen mit verbindender Kurtinenmauer und Michaelstor, doch diese Formen dienten nur bedingt einer regulären Flankierung, da Geschütze in den Flanken nicht nebeneinander, sondern nur übereinander in kasemattierten Stellungen stehen konnten (Abb. 11 und 12).³³

Die Formgebung hatte aber symbolischen Wert, womöglich fortifikatorisch durchaus wirksamen Signalcharakter, um dem Aussehen und diesbezüglich mutmaßlichen Effekt nach einer modernen militärischen Anlage um 1600 zu entsprechen.

Wesentliches Element der Anlage waren die erhöhten, überdachten Geschützplattformen hinter mächtigen steinernen Brustwehren, um von ferne herannahende Feinde abtreiben zu können. Die runden Brustwehrabdachungen sollten feindliche Kugeln abgellen lassen. Ein Graben verhinderte ein zu schnelles Überstürmen und den direkten Beschuss der Wallfüße. Und als massives Schildbauwerk deckte die Echterbastei den Kernbereich der Schlossanlage. Jedoch wurde mit dem prächtigen, durch gedrungene dorische Säulen flankierten Tor, dessen Tordurchfahrt geradewegs und nicht gewinkelt durch das Gebäude verlief, die direkte Durchschussmöglichkeit in den Vorhof nur unzureichend verhindert (Abb. 13 und 14).

wurf und Ausführung wird eine Beteiligung des Nürnberger Architekten Jakob Wolff vermutet, die sich jedoch nicht schlüssig belegen lässt: ebd., S. 141.

³³ Ein Urteil der älteren Forschung beispielsweise von Paul Glück 1951: „Ihre Glanzzeit erlebte die Burg unter dem großen Fürstbischofe Julius Echter von Mespelbrunn (1575–1617), der sie zum größten Teile neu erbaute.“; Glück, Marienberg (wie. Anm. 1), S. 15. Und zur Bewertung der Fortifikation: „Dürer und der jüngere Straßburger Festungsbaumeister Daniel Speckle (1536–1589), der Erfinder der fünfeckigen Bastionen, schufen hauptsächlich die Grundgedanken der neuen Festungsbaukunst, die allgemeine Verwendung von Erdwällen und Wallgräben, die Lösung der Bollwerke vom innersten Burgenkern, die Anlegung von Geschützgängen in den Wallgräben, vor allem die wohlberechtigte Zusammenwirkung aller einzelnen Festungsteile gegen den Feind. Italienische Festungsbaukunst, hübsch, aber ohne die älteren und besseren Gedanken Dürers aufgenommen zu haben, finden wir an der Echterbastei.“; ebd., S. 20f.

DEO SABAOth, DOMINATORI DOMINO EXERCITIVVM. S.

ARX B. MARIE VIRGINIS, SIVE DVCVVM ORIENTALIS FRAN-

CIE, ET EPISCOPORVM WIRCEBVRGENSIVM, promissa, & DEO defendens, habemus in hac Sede, via cum Templo, totius Franconie vetustissimos: qvā, Reuerendissimus in Christo Patet ac Dominus Dominus IVLVS, Episcopus Wirceburgensis, Orientalis Franconie Dux Illustrissimus, Princeps Pacificus, anno magno & excelso, firma Principali, & singulari felicitate, in hac altitudine, ampliatissimo, & spem, ex radentibus, ruinis & cineribus traxit & eduxit & magna cum religione ac solennitate, dedicavit: postquam partim aetate inopie obsecrata fuerunt: partim deformata & senectute sua incendio, quod exaruit 4. Calend: Apulis. Anno Salutis secularis, clo 10 c.

Ad infinitam gratiarum actionem, & laudem DEI Omnipotentis, iter per aduersa ad veram gloriam, & salutem communientis: Et ad memoriam ac honorem huius Dedicationis, quae incidit in Tricennalia Principatus & Pontificatus IVLIANI, sic delineata & edita ipso Anniversario die eius Electionis, Calend: Decembris, Anno Salutis, M.D.CIII.



Sapientia edificabitur domus et Prudentia reborabitur, in Domum applicabitur cellaria, uniuersa substantia pretiosa et pulcherrima. Ps. Prouerb. 24.

VOTVM PII PRINCIPIS, IN DEDICATIONE TEMPLI

ET ARCIS MARIANAE.

Respice ad orationem serui Tui, & ad preces eius, Domine DEVS meus, & ad hymnū & orationem, quam seruus Tuus orat coram TE hodie, vt sint oculi Tui aperti, super Domum hanc die ac nocte, &c. Benedictus Dominus qui dedit requiem populo suo, &c. Sit Dominus DEVS noster nobiscum, sicut fuit cum Patribus nostris, neque derelinquat nos, neque proiciat. Sed inclinet corda nostra ad se, vt ambulemus in vniuersis viis eius, & custodiamus mandata eius, & caeremonias eius, & iudicia quaecunq; mandauit Patribus nostris: & sint sermone mei isti, quibus deprecaus sum, corā Domino appropinquantes domino DEO nostro die ac nocte, &c. 3. Reg. 8.

Abb. 10: Ansicht des neuen Schlosses auf dem Marienberg, Johann(es) Leypolt, Kupferstich, in: Christoph Marianus, *Encaenia et tricennalia iuliana*, Würzburg 1604, Museum für Franken, Inv. S 20470 (Abb. entnommen aus: Damian Dombrowski/ Markus Josef Maier/ Fabian Müller (Hg.), *Julius Echter Patron der Künste. Konturen eines Fürsten und Bischofs der Renaissance. Katalog zur Ausstellung im Martin von Wagner Museum der Universität Würzburg*, 25. Juni bis 24. September 2017, Berlin 2017, S. 177).



Abb. 11: Turmartiges, nördliches Eckbollwerk mit Brustwehr und Geschützscharten; davor: Brustwehr mit Kordonsims der späteren bastionierten Umwallung (Foto: Stefan Bürger).

Der Hof bildete ein zum Hauptschloss hin offenes Terrain, d. h. eine von der inneren Festungsumwallung beherrschbare Esplanade, sodass dort ein eingedrungenener Belagerer bestenfalls keine Deckungsmöglichkeiten fand.³⁴

Hinsichtlich des fortifikatorischen Wertes versuchte Max von Freeden die Echterbastei genauer einzuschätzen: „Der Verteidigungswert der Anlage beruhte auf den beiden mächtigen Eckbastionen mit mehreren Stockwerken von Geschützständen und einer dazwischen liegenden Kurtine. Sie ähnelt noch einer mittelalterlichen Schildmauer und wurde mit zwei Reihen von Schießluken und einer wuchtigen Brustwehr versehen. Die Bedachung wurde bald danach aufgesetzt. Wehrtechnisch war dieses Werk zur Zeit seiner Entstehung schon nicht mehr als ganz modern anzusprechen; es fußte auf den Gedanken der italienischen Befestigungslehre; die mächtige Feuerentwicklung der bastionierten Front sollte den Feind abhalten und eine Annäherung, die auch durch

³⁴ Etwa mittig im Hof wurde eine Pferdeschwemme mit Brunnen für die Säuberung und Abkühlung der Pferde angelegt. Wasser wurde dafür über eine Bleileitung aus Höchberg herangeführt. Vom sogenannten Echterhof führten Treppen vermutlich als Ausfallmöglichkeiten in die Halsgräben, um offensiven Handlungsspielraum zu gewinnen, was darauf hindeutet, dass die Echterbastei nicht bloß als schildartiger Schutz- und Trutzbau konzipiert war. Ursprünglich waren wohl auch niedere Kaponnieren in den Gräben vorgesehen, um die Grabensohlen verteidigen zu können.



Abb. 12: Blick auf die mehrgeschossige kasemattierte Flanke; die Stellungen der Geschütze liegen feldseitig gedeckt hinter leicht ausgezogenen und gerundeten Flügeln (Orillons); womöglich war dieser Schutzeffekt gering und die Form eher von symbolischem Wert (Foto: Stefan Bürger).



Abb. 13: Michaelstor der Echterbastei mit martialischer, dorischer Doppelsäulensstellung vor stark rustiziertem Torbogen; oben im Aufzug der Hl. Michael als Drachentöter (Kopie); Tordurchgang ohne gewinkelte Poterne, sodass ein Durchschießen in den Innenhof nicht verhindert wurde (Foto: Stefan Bürger).

einen die ganze Vorburg umlaufenden Graben erschwert wurde, von vornherein vollkommen verhindern. Darüber hatte man die ausreichende flankierende Bestreichung der Kurtine aus den Bastionen vernachlässigt, so daß der wirklich einmal vorgedrungene Feind später nicht mehr wirksam bekämpft werden konnte. Dieser Mangel, der Julius und seinen Beratern wohl nicht lange verborgen bleiben konnte, hat sich später beim Schwedensturm bitter gerächt.³⁵

³⁵ Von Freeden/Engel, Echter als Bauherr (wie Anm. 1), S. 55f.; vgl. von Freeden, Festung Marienberg 1952 (wie Anm. 1), S. 141f.; mit Hinweis auf Franz Seberich, Frankenkalendar, 1940, S. 87; vgl. auch von Freeden, Festung Marienberg 1982 (wie Anm. 1), S. 92f.



Abb. 14: *Durchblick durch die Toranlage der Echterbastei vom Innenhof; diamantierter Portalbogen mit ohrenartigen Voluten; auf der Rückseite des Außentores sind die Anschläge und Lagerungen für die ehemaligen Torflügel erhalten (Foto: Stefan Bürger).*

6. Schlussbemerkungen

Die Frage, ob und inwieweit diese Maßnahmen Julius Echters wirklich zeitgemäß und fortifikatorisch wirksam waren, lässt sich heute nur schwer beurteilen.³⁶ Ein Jahr nach Echters Tod brach der Dreißigjährige Krieg aus; die Schweden eroberten 1631 den Marienberg. Der das Tor verteidigende Erzengel

³⁶ Ein Urteil lautet, Julius Echter habe die Fortifikation des Marienberges vernachlässigt, weshalb die Festung im Dreißigjährigen Krieg erstmals erobert werden konnte: Kummer, *Umformung* (wie Anm. 1), S. 176.

Michael half leider nicht, die „protestantischen Teufel“ aus dem Norden abzuwehren oder gar zu vernichten.³⁷ So hatte Julius Echter zwar gehofft, seine Landesfestung würde allen Anstürmen widerstehen können, als er auf der Torinnenseite folgende Stiftunginschrift anbringen ließ (Abb. 15): „Bischof Julius hat Gott vertraut / Und dieses Vorhaus neu gebaut / Als er in seinem Regiment / Bei drei und dreißig Jahr vollent. / Dem Vaterland zu Nutz und Ziert / Hat er viel solche Beu vollfiert, / Gott geb, das dis alles wird bewacht / Durch seiner heiligen Engel Macht.“³⁸ Doch so wenig wie sich der Hilfs- oder Heilseffekt eines Heiligen exakt bemessen lässt, so wenig gibt der Erfolg oder Misserfolg einer Belagerung Aufschluss darüber, ob eine Festung militärisch taugte oder nicht, denn die formale Beschaffenheit der Festungsbauwerke war nur ein Teil einer viel komplexer zu denkenden Fortifikation. Festungen funktionierten wie Maschinen, die von Menschen bedient wurden, wobei menschliches Versagen häufig die Ursache von „Betriebsstörungen“ war. Zudem stellte ein unlösbares Problem dar, dass eine Fortifikation als vorbestimmtes defensives Verteidigungsbauwerk nur als Reaktion auf solche Bedrohungssituationen konzipiert werden konnte, die man vorab aus den eigenen Erfahrungen in Erwägung zog. Ob der Feind diesen vorbedachten Mustern folgte, erwies sich erst im Zuge einer Belagerung. Erst dann erwiesen sich die Vorteile oder Fehler einer Anlage oder eben auch das Vermögen oder Unvermögen der Belagerten, die gegebenen Form-Funktions-Zusammenhänge der Festung gewinnbringend auszuspielen.

Die vielen Kriegsschauplätze, die diesbezüglichen fortifikatorischen Erkenntnisse und wehrtechnischen Entwicklungen im Dreißigjährigen Krieg führten zu einem Weiter- und Umdenken in der Festungsbaukunst – am ehesten manifestiert in der bahnbrechenden Schrift *Architectura Militaris* von Adam Freitag.³⁹

Nach Beendigung des Krieges kamen Potentaten oftmals um die Modernisierung ihrer Anlagen nicht mehr herum. Fürstbischof Johann Philipp von Schönborn (1642–1673) ließ dem neuesten Stand der Verteidigungstechnik entsprechend einen Bastionsgürtel um den Marienberg legen und die Schottenflanke sogar doppelt verstärken.⁴⁰ Auch hier waren die Möglichkeiten beschränkt, da sich eine Bergfestung eben nicht in den Horizont einsenken ließ, um sie mit regelrechten Grundrissen, Profilen und Commendements (beherrschende Überhöhungen jeweils vorgelagerter Festungswerke) auszustatten.

³⁷ Michaelsfigur ehemals von Michael Kern.

³⁸ Nach von Freeden, *Festung Marienberg 1952* (wie Anm. 1), S. 139f.

³⁹ Freitag, *Architectura Militaris* (wie Anm. 14).

⁴⁰ Eva Christina Vollmer, Maximilian von Welsch plant für die Festung Marienberg in Würzburg, in: Joachim Glatz/Norbert Suhr, *Kunst und Kultur am Mittelrhein* (Festschrift für Fritz Arens zum 70. Geburtstag), Worms 1982, S. 122–131; Bernhard Sicken, *Residenzstadt und Fortifikation. Politische, soziale und wirtschaftliche Probleme der barocken Neubefestigung Würzburgs*, in: Hans-Walter Herrmann/Frans Irsigler (Hg.), *Beiträge zur Geschichte der frühneuzeitlichen Garnisons- und Festungsstadt, Saarbrücken 1983*, S. 124–154.



Abb. 15: Innerer Torbogenscheitel der Echterbastei mit fürstbischöflichem Wappen und Inschrifttafel (Foto: Stefan Bürger).

Die Bestreichung und Flankierung wurde so gut als möglich mit hochaufragenden steingefütterten und geböschten Wällen realisiert, zum Schutz dieser Hauptlinien häufig noch Unterwälle davor gelegt, um vorgelagerte Areale besser kontrollieren zu können. Mit weiteren Gräben, Schütten und Palisaden ließ sich die Gefahr von Überstürmungen minimieren. Erst diese Maßnahmen führten zu tiefgreifenden Veränderungen des Erscheinungsbildes. Spätestens damals verlor der Marienberg seine natürlichen Formen. Allein die fortifikatorische Funktion der inzwischen veralteten stadtseitigen Ostbastei wich der Anlage einer herrschaftlichen Aussichtsterrasse und eines eingebetteten intimen Fürstengartens, während der mittelalterliche Bering mit vorgelagertem Graben als innere Generalverschanzung anscheinend weiterhin geschätzt und erhalten wurde. Erst seit dieser Zeit und der massiven Umwallung des Marienberges wirkt die fürstbischöfliche Residenz mehr als militärische Festungsanlage denn als bloßes Wohnschloss und überragt als hohe und weit ausladende städtebauliche Dominante die Stadt Würzburg.